

Lesen & Hören

KINDERBUCH

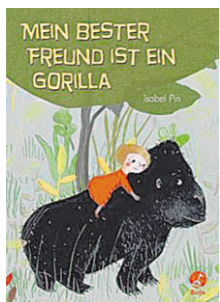
VON CORNELIA GEISSLER



Oma hat wieder Schüler um sich

Perrys Tage sind ausgefüllt. Die Fürsorge ihrer Eltern richtet sich vor allem darauf, dass das Mädchen stets beschäftigt ist und dabei etwas lernt. Als sich unverhofft eine Lücke im Wochenplan auftut, die sich beim besten Willen weder mit Sport noch Musik füllen lässt, schlägt sie vor, regelmäßig die Großmutter im Altersheim zu besuchen. Von diesen ungewöhnlichen Begegnungen erzählt Kate de Goldi aus der Perspektive des Mädchens, dem es nichts ausmacht, dass die Oma oft nicht weiß, wer das Kind überhaupt ist. Perry geht einfach darüber hinweg, dass die Oma ihr Mal für Mal erklärt, sie trüge einen Jungennamen. Perry, die gern malt, was sich in den Illustrationen widerspiegelt, nähert sich der Oma auf deren Ebene. Weil die nämlich früher Lehrerin war, will sie nun mit ihr und mit Hilfe der anderen Heimbewohner ein Alphabet entwerfen. Sie gibt ihr das Gefühl zu bestimmen. Das Mädchen, das in der Schule eine Förderlehrerin hat, kommt selbstständig auf die besten Ideen und lässt sich von Rückschlägen nicht entmutigen. Das Buch ist schnell gelesen, bleibt aber lange im Kopf.

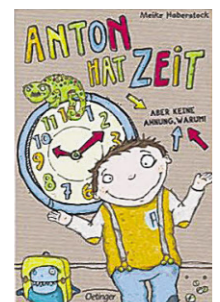
Kate de Goldi: Die Anarchie der Buchstaben. Ill. von Gregory O'Brien Ab 12 Jahren. Aus dem Englischen von Ingo Herzke. Königskinder, Hamburg 2014. 160 S., 13,90 Euro.



Oma weiß, wie man Gorillas zähmt

Isabel Pin ist eigentlich Illustratorin. Man kennt sie von vielen Büchern, die allein mit Bildern Geschichten erzählen. Nun schrieb sie selbst die Worte zu den wasserfarbenen Bildern in diesem Buch: „Mein bester Freund ist ein Gorilla“. Das Mädchen Nine verbringt viel Zeit im Zoo, weil die Eltern immer arbeiten. Man sieht ein winziges Mädchen im roten Kleid zwischen Tiger und Papageien und Flamingos. Sie geht abwechselnd zu den Tieren, „damit sich keines zu lange nicht besucht fühlt“. Als ein neuer Bewohner kommt, ein Gorilla, ein mächtiges schwarzes Wesen, verändern sich auch die anderen Tiere. Das Mädchen spürt eine Anspannung. Und sie sieht, dass der Gorilla allem nur den Rücken zukehren möchte. Der alte Tierpfleger sagt ihr: „Tiere brauchen Zeit.“ Nines Oma erzählt von dem Buch, in dem ein Fuchs gezähmt wurde. Nine gewinnt das Vertrauen des Gorillas. Sie reist mit ihm nach Gabun, in seine Heimat. Oder sind all die bunten Eindrücke nur ein Traum? Isabel Pin versteht es, zu verzaubern.

Isabel Pin: Mein bester Freund ist ein Gorilla Ab 6 Jahren. Boje/Bastei Lübbe, Köln 2014. 64 S., 9,99 Euro.



Opa versteht seinen Enkel

Warum haben Kinder mehr Zeit als Erwachsene? Warum machen Erwachsene immer so viel gleichzeitig? Weshalb sind Mathe- und Deutschstunden in der Schule endlos lang, aber Kunst vergeht wie eine Fahrt im Rennwagen? Meike Haberstock erzählt kapitelweise aus dem Alltag von Anton und gibt für jeden Abschnitt an, wie lange man braucht, ihn zu lesen – wie ein Wutanfall an der Supermarktkasse, um einen Schokoriegel zu bekommen etwa oder um eine Portion Zuckerwatte zu essen und sich vollzukleistern. Anton ist ein lebhafter Junge mit vielen komischen Ideen, die oft sehr lustig beschrieben sind und in comichaften Zeichnungen ihren Ausdruck finden. So möchte er an einem Tag nur blaue Sachen tragen, da er aber nur eine Socke findet, malt er den zweiten Fuß blau an. Die Autorin erhellt mit ihrem Debüt eine Kinderwelt. Antons Opa ist es schließlich, der Zeit genug hat, um mit Anton auf unkonventionelle Weise das Zeit-Problem zu erörtern. Ein Rollator-Rennen ist jedenfalls auch dabei.

Meike Haberstock: Anton hat Zeit Ab 6 Jahren. Oetinger, Hamburg 2015. 112 S., 12,99 Euro.

Geschichten auf zwei Beinen

Hugo Hamilton begleitet Nuala O'Faolain auf Erinnerungsreise durch Berlin

VON BARBARA VON BECKER

Nach einer Krebsdiagnose weiß die irische Schriftstellerin Úna, dass sie nur noch kurze Zeit zu leben hat. Die will sie nunmehr auf Reisen verbringen. Zum Beispiel in Berlin, zusammen mit ihrem guten alten Freund Liam, dem dabei die Rolle des Pflegers und Fremdenführers, aber in erster Linie des Zuhörers und Widerparts zukommt.

Das Buch mit dem Titel „Jede einzelne Minute“ des irischen Autors Hugo Hamilton trägt die Bezeichnung „Roman“. Das ist eine eher eigenwillige Camouflage, denn Hamiltons Schreiben bewegt sich überwiegend im biografischen und autobiografischen Bereich des Erzählens. Zwar tauchen die richtigen Namen nur im Nachwort auf, aber es ist von Anbeginn klar, dass es sich bei „Úna“ um die irische Schriftstellerin Nuala O'Faolain handelt, die im Mai 2008 an Krebs gestorben ist. Und hinter „Liam“ verbirgt sich Hugo Hamilton, Sohn eines irischen Vaters und einer deutschen Mutter. 1953 in Dublin geboren und aufgewachsen, besuchte er abschließend Schulen, in denen auf Gälisch, der Sprache seines nationalistisch gesinnten Vaters, unterrichtet wurde. Auch zu Hause wurde kein Englisch gesprochen – mit seiner Mutter kommunizierte Hamilton auf Deutsch –, und so lernte er die Sprache, in der er später seine Bücher schrieb, auf der Straße.

Berlin kannte er gut, hier hat er 2001/2002 als DAAD-Stipendiat gelebt. Auch ist Hamilton ein solcher Dienst an der todkranken Freundin sehr wohl zuzutrauen, heißt doch einer der ersten Sätze in seinem Roman „Der irische Freund“: „In diesem Land ist die Freundschaft einmalig, ich kenne nichts Vergleichbares.“ Leidenschaft und Zorn waren die Triebfedern im Leben der Nuala O'Faolain. Zorn über die Verantwortunglosigkeit der Eltern, die ihre neun Kinder seelisch und physisch verwarloren ließen.

Dabei hätten sie es besser wissen können, war doch der Vater ein prominenter irischer Journalist, und die Mutter verschlang anspruchsvolle Bücher, solange sie nicht im Alkoholausschlag dahin vegetierte. Die Anklage gegen diese Eltern durchzieht das Schreiben von O'Faolain, und teils wörtlich zitiert Hamilton Szenen, die die Autorin in ihrem autobiografischen Buch „Nur nicht unsichtbar werden“ beschrieben hat. Nun suchen sie die alten Dämonen der Erinnerung heim, denn wenn es keine Zukunft mehr gibt, bleibt ja nur die Vergangenheit, und, wie sie immer zu sagen pflegte: „Dein Leben ist dein Erzählstoff. Wir sind Geschichten auf zwei Beinen.“



Die irische Autorin Nuala O'Faolain

Auch Liam beginnt sich zu öffnen. Die Gewissheit, dass Úna die Dinge, die er sonst fest in sich verschlossen hält, sowieso bald vergessen und dann auf ewig mit sich nehmen würde, gibt ihm das Gefühl der Freiheit. Auch er geht den Weg zurück in die Kindheit und Jugend, befragt sein Gedächtnis, sucht nach Ursachen für Ängste, Verhärtungen, Unvermögen, resultierend aus traumatischen Familienszenen, wie etwa die Kreuzverhöre, in die der Vater Liam und seinen Bruder einzeln nahm, mit dem Ziel, der ganzen Wahrheit auf den Grund zu gehen. Und Úna, die oft Herrische, Unduldsame, hört zu und Liam erkennt: „Úna half mir dabei, mich selbst zu verstehen.“

Wahrscheinlich muss man Únas Behauptung, dass in Irland die Wut ein fester Bestandteil des Lebens sei, akzeptieren, um zu verstehen, weshalb sie bis zuletzt diesem Zorn in ihrem Leben so viel Platz einräumt: „Ja, sagte sie. Ich schüre meine Wut. Auf alles, was einem die Eltern und das eigene Land mitgeben. Denn man ist sein Leben lang davor auf der Flucht. Wir sind davon verfolgt. Deshalb wollte ich mit der Welt ins Reine kommen. Kraft meiner Worte. Das ist die Wut der Künstler, Liam. Sie brodeln in allen Schriftstellern. Man braucht seine kleine Portion Wut und Schuldgefühl, Groll und Neid und Versagen, man muss den verzweifelten Wunsch hegen, auf dieser Welt mehr als jeder andere vernommen und geliebt zu werden.“

So wie diese Worte, die der Autor Nuala alias Úna in den Mund legt, gibt es viele berührende kleine Vermächtnisse in diesem sehr besonderen biografischen Roman. Meisterhaft verwebt Hamilton einzelne Zeitebenen, springt aus dem Hier und Jetzt der typischen Berliner Orte wie Hotel Adlon, Pergamon-Museum, Paris Bar oder Gedächtniskirche zurück in das Dublin der Fünfziger- und Sechzigerjahre, mischt Dialoge und Reflexionen mit Beschreibungen, Erinnerungen, indirekter Rede und Zitaten, ein assoziatives Schweben durch vergangene Zeiten, gelebtes Leben.

Der Figur der Schriftstellerin vermachte Hamilton damit ein in seiner Beschreibungskraft überaus authentisches, ebenso zugeneigtes wie realistisches Porträt. Voll auf literarischer Augenhöhe mit der verehrten Künstlerin, deren Wunsch nach dem „Nur nicht unsichtbar werden“ er damit eindrücklich nachkommt.

Hugo Hamilton: Jede einzelne Minute Deutsch von Henning Ahrens. Luchterhand, München 2014, 351 Seiten, 18,99 Euro.



Sich selbst verstehen durchs Erzählen: der irisch-deutsche Schriftsteller Hugo Hamilton.

Und dann rennen wir

Ein stürmisches Debüt: NoViolet Bulawayos Roman „Wir brauchen neue Namen“

VON MATHIAS SCHNITZLER

„Hitting Budapest“ traf wie ein Schlag in den Magen. Für die ebenso stürmische wie heftige Short Story über die 11-jährige Erzählerin Darling und ihre Gang gab es 2011 den „Caine Prize for African Writing“. Die Geschichte spielt an einem Tag in Mugabes Simbabwe. Darling und ihre hungrigen Freunde verlassen den Slum „Paradise“ und machen sich auf den Weg in ein Viertel, das sie „Budapest“ nennen, um dort Guaven aus den Vorgärten zu stehlen. „Dann sind wir im Busch und rasen ... Bastard läuft vorneweg, weil er das Länderspiel heute gewonnen hat und meint, dadurch ist er jetzt Präsident oder so was, dahinter ich und Godknows, Stina und Shbo und ganz hinten Chipo, die mal schneller war als alle anderen in Paradise, aber jetzt nicht mehr, weil jemand sie schwanger gemacht hat.“

Chipo ist zehn. Ihre Vergewaltigung und Schwangerschaft – es war der eigene Großvater – sind kein großes Thema. An einem Baum hängt eine tote Frau. Bastard greift sich ihre Schuhe, für deren Verkauf wird es Brot geben. „Und dann laufen wir, und dann rennen wir, und wir rennen und lachen und lachen und lachen.“

NoViolet Bulawayo, ein Jahr nach der Unabhängigkeit Simbawes 1980 geboren, war die erste schwarze afrikanische Frau auf der Shortlist des Man Booker Prize. Seit 1999 lebt sie in den USA und ist Stipendiatin der Stanford Universität. In ihrem Debütroman „Wir brauchen neue Namen“ erzählt sie die Geschichte von Darling weiter.

Teil eins spielt in Simbabwe. Wir erfahren von Armut, häuslicher und polizeilicher Gewalt, geschlossenen Schulen. Von Migration, abwesenden Vätern, die in lebensgefährlichen Jobs im Ausland arbeiten oder an Aids gestorben sind, von betrügerischen Priestern, gefälschten Wahlen und hilflosen Hilfsorganisationen. Einige afrikanische Kritiker monierten, Bulawayo würde „Poverty Porn“ betreiben, Armutsporno, und ein „CNN-Medienbild“ von Afrika präsentieren, mit dem man im Westen Preise gewinne.

Ein wenig hat man tatsächlich den Eindruck, Bulawayo habe jedes medial diskutierte „afrikanische Thema“ in ihren Roman gepackt. Die Kurzgeschichte „Hitting Budapest“, die nun Auftakt des Romans ist, hat sie diesbezüglich ausgeweitet und dadurch geschwächt. Überwältigend ist die Autorin, wenn sie ganz ihrer Sprachkunst vertraut, die manchmal lyrisch und

fast gesungen daherkommt, emotional, packend. Grimmiger Humor durchzieht das Buch, der Humor eines jungen Mädchens, der die geschilderten Realitäten keineswegs abbildert, sondern perspektivisch verschiebt. Beginnt Bulawayo aber zu kommentieren, anzuklagen, zu verallgemeinern, tut dies dem Roman nicht gut.

Im zweiten Teil bekommt Darling die Chance, zu ihrer Tante nach Amerika zu gehen. Sie besucht die Schule, lernt Englisch, konsumiert, treibt sich in Social Media herum, wird überheblich, was alles die Sprache der Ich-Erzählung verändert. Die Hoffnungen auf ein besseres Leben erfüllen sich zum Teil, vorerst muss sie Toiletten schrubben und Lebensmittel eintüten.

Und die Heimat? Ein Skype-Gespräch mit Chipo, inzwischen Mutter einer Tochter, eskaliert: „Du hast es im Stich gelassen, Darling, meine Liebe, du hast das Haus brennen lassen, und du wagst es, mir mit diesem blöden Akzent, mit dem du nicht mal geboren wurdest, der nicht mal zu dir passt, zu sagen, dass das hier dein Land ist?“

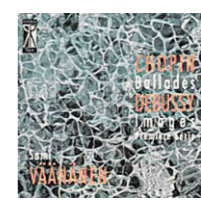
NoViolet Bulawayo: Wir brauchen neue Namen Aus dem Englischen von Miriam Mandelkow. Suhrkamp, Berlin 2014. 264 Seiten, 21,95 Euro.

POLNISCHES

VON JAN BRACHMANN

Chopin im Crowdfunding

Gerüchte gab es früh. Schon Robert Schumann hat sie gestreut. Russische Heere, die wehrlose Frauen überfallen, ganz wie in der polnischen Ballade „Der Switez“ von Adam Mickiewicz, soll man in der Klavier-Ballade F-Dur op. 38 von Frédéric Chopin hören können. Und in seiner As-Dur-Ballade op. 47 würde Heinrich Heines „Loreley“ die Schiffer verschaukeln. Mit szenischem Kontrast und dramatisch wachsenden, sich entladenden Energien spielt Sami Väänänen die vier Balladen Chopins auch, doch zugleich mit architektonischem Sinn, der Höhepunkte eher durch Harmonik als durch Rhetorik entstehen lässt. Akzente setzt er dabei mit jener Mischung von Entschiedenheit und Eleganz wie der große Pole Jan Ekier, der hundertjährig im letzten August verstarb. Sami Väänänen ist Finne, lebt aber in Berlin-Charlottenburg. Seine CD mit den Chopin-Balladen und den ersten drei „Images“ von Claude Debussy, in klaren Linien gezeichnet, hat er durch Crowdfunding im Internet finanziert, eine Methode, die bislang vor allem bei Filmemachern üblich war. Wer wollte, dass die CD entsteht, konnte Geld in beliebigen Summen spenden. Ein Blog auf der Website von Startnext hielt alle Interessenten durch ebenso witzige wie fachkundige Bemerkungen auf dem Laufenden, auch über den Spendenstand. Die Teilhabe des Publikums an der Musik wird damit finanziell wie ideell ganz neu organisiert. Nun kann man diese schöne CD – auch wenn man



ihre Entstehung nicht unterstützt hat – offiziell kaufen.

Frédéric Chopin: Ballades. Claude Debussy: Images. (Première Série) Sami Väänänen (Klavier) (Edition Troy)

Chopin überliefert

Chopin war etwa einsechzig groß und nur fünfzig Kilogramm leicht. Doch den Klavertitanen Franz Liszt hat er sofort umgehauen durch seinen Erfindungsreichtum, seine technische und geistige Brillanz. Kaum war Chopin im Jahr 1831 aus Polen im Pariser Exil angekommen, wurde er von Liszt mit Überschwang auf den Sockel gehoben. Das erste Monument dieser Bewunderung ist die Duo-Sonate „über polnische Themen“ für Violine und Klavier, die Liszt zwischen 1832 und 1835 schrieb. Aber im Grunde hat die Sonate nur ein einziges Thema: Chopins kleine Mazurka cis-Moll op. 6 Nr. 2. Liszts Stück ist eine musikalische Solidaritätskundgebung mit den Polen, deren Aufstand gegen die russische Besatzung 1831 durch Zar Nikolaus I. niedergeschlagen worden war. Liszt baut eine grollende Introdution über Chopins stilisiertem Volkstanz auf, lässt sie in wendige Variationen von nobler Leichtigkeit münden und steuert dann auf ein Finale zu, das Virtuosität moralisch begreift: als ritterlichen Mut. Den beweisen hier auch der Geiger Voytek Proniewicz und der Pianist Wojciech Waleczek, die mit Kraft, Schneid und Süße eine ganze Reihe von Liszts Stücken für Klavier und Violine gemeistert haben. Neben der polnischen Sonate macht dabei die Ballade „Die drei Zigeuner“ nach dem Gedicht von Nikolaus Lenau den stärksten Eindruck – eine freie Fantasie über Lebenslust, Zeitverschwendung und souveräne Weltverachtung.



Franz Liszt: Music for Violin and Piano. Voytek Proniewicz (Violine), Wojciech Waleczek (Klavier) (Naxos)

Chopin vorweggenommen

Glaubt man Chopins eigenen Aussagen, so bereitete er sich als Pianist auf Konzerte vor, indem er nie eigene Stücke übte (obwohl sie auf dem Programm standen), sondern das „Wohltemperierte Klavier“ von Johann Sebastian Bach. Bach war neben Mozart sein wichtigster Bezugspunkt in der geschichtlichen Ahnenreihe. Und auch der polnische Pianist Piotr Anderszewski muss sich während der vierzehn Monate, in denen er keine Konzerte gab, viel mit Bach beschäftigt haben. Denn Bachs „Englischen Suiten“ Nr. 1, 3 und 5 ist die CD gewidmet, mit der er nun in die Öffentlichkeit zurückkehrt. Sinnenfrohen und kunstvollen ist diese Aufnahme geworden. Anderszewski versucht nicht, auf einem Steinway-Flügel ganz asketisch Cembalo zu spielen, sondern nutzt alle technischen und farblichen Möglichkeiten des moderneren Instruments. Die Suite in g-Moll beginnt er zwar noch recht cembalistisch-trocken mit Pochen und Schnurpsen – tuck-tuck-rrrrt, tuck-tuck-rrrrt – im Präludium, aber schon in der Sarabande öffnet er am Beginn die Schleusen für die Klangfluten des Klaviers, um sie dann – wie durch einzelne Registerzüge – nach und nach wieder einzudämmen bis zum geheimnisvollen Flüstern. Die Allemande der A-Dur-Suite spielt Anderszewski sogar, stilistisch mutig, mit viel Nachhall-Pedal, aber zartestem Ton, ganz so, als hätte Bach hier schon mehr als hundert Jahre zuvor die Sommerwind-Arabe von Chopins F-Dur-Prélude op. 28 Nr. 23 aus der Luft gegriffen.



Johann Sebastian Bach: English Suites 1, 3 & 5. Piotr Anderszewski (Klavier) (Warner)